

Forschung

Politik - Strategie - Management

Wissenschaftskommunikation

- Wissenschaftskommunikation – ein Überblick
- Fo-Gespräch zwischen Matthias Kleiner, dem Präsidenten der Leibniz-Gemeinschaft und Wolff-Dietrich Webler, dem Leiter des Instituts für Wissenschafts- und Bildungsforschung Bielefeld
 - The Changing Face of Nationalism and the Future of the European Higher Education and Research Area
 - Learning by doing: der begeisternde Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit
 - Wissenschaftskommunikation gewinnbringend gestalten Beispiele aus der sozial-ökologischen Fischereiforschung
- Schulische Bildungsprozesse in der Corona-Krise: Erfahrungen aus der Mitarbeit an der dritten Ad-hoc-Stellungnahme der Leopoldina
 - Beratung für Corona- und Klimapolitik: Fakten, Handlungsvorschläge oder gar Ziele?
 - Wissenschaftliche Politikberatung in Österreich Die Erfahrungen mit der Einrichtung und Durchführung eines „Future Operations Clearing Board“
 - Wissenschaft und Krise: Wie der Complexity Science Hub Vienna die ersten Monate der Corona-Pandemie erlebte Verena Ahne im Gespräch mit Stefan Thurner

3+4
2020

Forschung

Politik - Strategie - Management

Einführung der geschäftsführenden Herausgeber*innen

Von Bettina Böhm & Rupert Pichler **II**

Entwicklung, Strategie & politische Gestaltung

Wolff-Dietrich Webler
Wissenschaftskommunikation – ein Überblick **58**

Fo-Gespräch

Fo-Gespräch zwischen Matthias Kleiner, dem Präsidenten der Leibniz-Gemeinschaft und Wolff-Dietrich Webler, dem Leiter des Instituts für Wissenschafts- und Bildungsforschung Bielefeld **68**

Entwicklung, Strategie & politische Gestaltung

Wilhelm Krull
The Changing Face of Nationalism and the Future of the European Higher Education and Research Area
Center for Studies in Higher Education, Berkeley **73**

Claudia Kemfert
Learning by doing: der begeisternde Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit **80**

Robert Arlinghaus & Eva-Maria Cyrus
Wissenschaftskommunikation gewinnbringend gestalten
Beispiele aus der sozial-ökologischen Fischereiforschung **85**

Olaf Köller
Schulische Bildungsprozesse in der Corona-Krise:
Erfahrungen aus der Mitarbeit an der dritten
Ad-hoc-Stellungnahme der Leopoldina **95**

Martin Kowarsch
Beratung für Corona- und Klimapolitik:
Fakten, Handlungsvorschläge oder gar Ziele? **97**

Thomas König
Wissenschaftliche Politikberatung in Österreich
Die Erfahrungen mit der Einrichtung und Durchführung
eines „Future Operations Clearing Board“ **101**

Fo-Gespräch

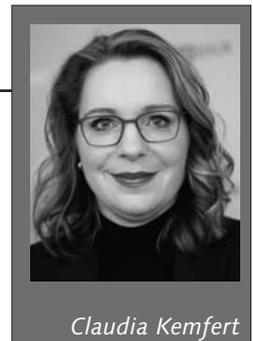
Wissenschaft und Krise: Wie der Complexity Science Hub
Vienna die ersten Monate der Corona-Pandemie erlebte
Verena Ahne im Gespräch mit Stefan Thurner **107**

Seitenblick auf die Schwesterzeitschriften

Hauptbeiträge der aktuellen Hefte
HSW, HM, P-OE, ZBS & QiW **IV**

Claudia Kemfert

Learning by doing: der begeisternde Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit



Claudia Kemfert

Learning by doing: the inspiring bridge between science and the public. Science communication is a complex business. When I write this article on science communication now, it is not science communication; it is not communication of scientific knowledge, but it is a reflection on science communication, fed by decades of personal experience.

Ich bin meistens gesund, gelegentlich krank. Bin ich deswegen eine Ansprechpartnerin für medizinische Fragen? Ich bin eine Frau. Bin ich deswegen Experte für Gender Gap und Gleichberechtigung? Bekomme ich solche Anfragen verweise ich stets auf meine DIW-Kolleg*innen, die dazu forschen und sehr viel differenzierter und durch Studien belegte Auskunft geben können.

Experte bin ich im Bereich Energieökonomie und Nachhaltigkeit, und dort beantworte ich die Anfragen selbst. Ich kommuniziere in der Wissenschaftswelt, in der Politikberatung und in der breiten Öffentlichkeit. Mein spezifisches Grundlagenwissen und die stete Beschäftigung mit der aktuellen Forschung weltweit berechtigen und befähigen mich, zu aktuellen Fragen fundierte Bewertungen und Einschätzungen abzugeben. Das kann auch mal über die engen Grenzen meiner Fachthemen hinausragen. Schließlich bin ich mit vielen anderen Wissenschaftler*innen im interdisziplinären Austausch und ermutige stets auch andere, meine Forschungsergebnisse ihrem jeweiligen Umfeld zugänglich zu machen.

Kurz: Ich betreibe intensive Wissenschaftskommunikation. Aber bin ich deswegen Experte für Wissenschaftskommunikation?

Meine erste spontane Antwort auf die Anfrage der Leibniz-Gemeinschaft, einen Fachbeitrag zu dem Thema abzuliefern, war deswegen „Nein“. Wissenschaftskommunikation ist eine komplexe Angelegenheit. Es gibt zahlreiche Studiengänge zu dem Thema. Weder forsche, noch publiziere ich selbst dazu. Ich will nicht über ein fachfremdes Forschungsthema schreiben. Also überlasse ich das Feld den vielen hervorragenden Kolleginnen und Kollegen.

Doch im zweiten Moment nagte der Zweifel. Ist die Kommunikationswissenschaft nicht auf Forschungsmaterial angewiesen? Braucht die Forschung nicht reale Kommunikationssituationen, die sie ungestört beobach-

ten und analysieren kann, um daraus verallgemeinerbare Schlüsse zu ziehen?

Seit über 15 Jahren stehe ich auch jenseits des wissenschaftlichen Inner Circle in der Öffentlichkeit Rede und Antwort – und zwar aus der tiefen Überzeugung heraus, dass wir unsere Forschungsarbeit nicht nur auf Kosten, sondern auch im Auftrag der Öffentlichkeit betreiben. Die Menschen wollen, sollen und müssen erfahren, was wir herausfinden, welche Erkenntnisse, welche Gewissheiten und welche Zweifel wir haben.

Laut Satzung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), an dem ich seit über 15 Jahren tätig bin, sind wir sogar dazu verpflichtet, die wissenschaftlichen Erkenntnisse sowohl in hochrangigen wissenschaftlichen Fachzeitschriften, als auch in leicht verständlichen Publikationen zu veröffentlichen. Letztere sollen dann auch in die Politikberatung einfließen. Beispielsweise übersetzt der DIW-Wochenbericht sehr gelungen Forschungserkenntnisse in eine allgemeinverständliche Sprache; es werden speziell dafür Infografiken entwickelt und zentrale Erkenntnisse so zusammengefasst, dass sie auch für Politik und Entscheidungsträger oder auch die breite Öffentlichkeit verständlich sind. Auch im Rahmen meiner Tätigkeit als Sachverständige für Umweltfragen erarbeiten wir Forschungserkenntnisse, die wir in Kurzberichten oder in Umweltgutachten veröffentlichen. Diese Erkenntnisse bringen wir zusätzlich in die Politikberatung ein, beispielsweise in politischen Anhörungen, auf Veranstaltungen, Workshops oder Tagungen.

Kurz: Ich bin gewissermaßen ein „Füllhorn“ an wissenschaftlich interessantem „Material“ für die wissenschaftliche Erforschung der Wissenschaftskommunikation.

Wissenschaftskommunikation ist ein wesentlicher Teil meiner Wissenschaftsarbeit – und ich wünschte mir, dass das alle Forschenden und Lehrenden so sähen. Ich

wünschte mir auch, dass Wissenschaftskommunikation zum Bestandteil der wissenschaftlichen Ausbildung wird, dass Studierende genauso wie das wissenschaftliche Schreiben und das wissenschaftliche Bibliographieren auch die wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit lernen. Stattdessen bin ich wie alle anderen Wissenschaftler*innen eine Autodidaktin der Wissenschaftskommunikation. Ich lerne mit Journalist*innen und Blogger*innen zu reden, indem ich es tue. Ich finde heraus, ob meine Wissenschaft verstanden wird, indem ich statt Fachterminologie allgemeinverständliche Sprache verwende. Ich erlebe, was aus einem langen fachlichen Gespräch wird, wenn es zu einem medial verwertbaren Interview gekürzt wird. Ich erlebe, dass die Headline eines Gastbeitrages den Inhalt meines Textes auf den Kopf stellen kann. Es ist ein ständiger Versuch und Irrtum. Es ist die harte Schule des Erfahrungslernens.

Wenn ich jetzt diesen Artikel über Wissenschaftskommunikation schreibe, dann ist das *keine* Wissenschaftskommunikation; es ist keine Kommunikation von wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern es ist eine Reflexion *über* Wissenschaftskommunikation, gespeist aus jahrzehntelangen persönlichen Erfahrungen.

Dabei ist zuallererst festzuhalten, dass in meinem Leben Wissenschaftskommunikation auf sehr verschiedenen Ebenen stattfindet: Zuvörderst kommunizieren wir verschiedenen Expert*innen innerhalb der Wissenschaft auf vielfältige Weise untereinander. Wir publizieren in hochrangigen wissenschaftlichen Fachzeitschriften; es findet ein wissenschaftlicher, oft auch sehr kontroverser Diskurs über Forschungsergebnisse auf Workshops, internationalen Tagungen und eben auch in den entsprechenden Wissenschaftsjournalen statt. Dafür gibt es eigene spezielle Procedere mit Vorstudien, Peer-Reviews und streng geregelten Publikationsauswahlverfahren, eigenen Umgangsformen sowie Fach- und Sondersprachen, die für Nicht-Wissenschaftler*innen kaum zu verstehen und nachzuvollziehen sind.

Zudem kommuniziere ich als Wissenschaftlerin mit zahlreichen Nichtwissenschaftler*innen, etwa aus Politik, Wirtschaft, Verbänden oder der breiten Öffentlichkeit. Als Kanäle gibt es dafür beispielsweise die Berufung in Gremien mit eigenen Publikationen und Pressemitteilungen, Anhörungen bei politischen Versammlungen unterschiedlicher Art, Vorträge, Lesungen, Podiumsdiskussionen und natürlich auch persönliche Gespräche in kleinerer Runde. Dazu kommen sehr viele Arten von medialer Kommunikation, sei es über Gastbeiträge, Interviews oder Talkrunden in Funk, Fernsehen oder neuerdings zunehmend in verschiedenen Online-Formaten wie Webinars, Podcasts oder Youtube-/Vimeo-Sendungen wie beispielsweise TedX. Hier gibt es auch zahlreiche Mischformen oder crossmediale Wiederverwertungen, beispielsweise dadurch, dass ein Audio-Interview in gekürzter Form verschriftlicht an anderer Stelle erscheint oder dass einzelne Sätze einer Talkshow als Twitter-Post ohne Kontext erscheinen.

Diese vielfältigen Verbreitungswege führen zu unterschiedlichen Kontextualisierungen, was die Kommunikation erschwert. Ein Beitrag in einer Sachverständigenanhörung wird anders rezipiert als derselbe Beitrag im Rahmen einer Talkrunde. Lachend Gesagtes ist im Radio

eher als Ironie oder Scherz zu erkennen als das tonlose Transkript, das hinterher im Netz veröffentlicht wird. Anführungszeichen kennzeichnen in der Schriftform die begriffliche Besonderheit als Fachsprache oder Zitat, bei einem mündlichen Vortrag ist diese Markierung nicht mehr zu hören und muss deswegen gestisch „untermalt“ werden, was aber wiederum in der akustischen Aufzeichnung verloren geht.

Dazu kommt, dass die hohe Prägnanz der Fachsprache (nur deswegen gibt es sie) bei der Übersetzung in nicht-wissenschaftliche Sprache verloren geht. Die Begriffe „Studie“, „Modellierung“, „Simulation“, „Analyse“ oder „Prognose“ beispielsweise, die innerhalb der Wissenschaft allen Beteiligten vertraut sind und relevante Unterschiede kennzeichnen, sind im journalistischen Kontext quasi gleichbedeutende Synonyme.

Differenzierungen und komplexe Sachverhalte gehen im Prozess der „Verständlichmachung“ schnell verloren. Wenn Forschungserkenntnisse auf leicht verständliche Zusammenhänge heruntergebrochen und für Laien anschaulich formuliert werden, so dass sie zur Grundlage für öffentliche Gastbeiträge, Interviews oder auch Stellungnahmen im Fernsehen oder Hörfunk taugen, kann es darum in der Rezeption leicht zu Missverständnissen kommen. Das können entsprechend geschulte Wissenschaftsjournalist*innen auffangen, indem sie zwischen den verschiedenen Sprachniveaus dolmetschen und mögliche „Übersetzungsfehler“ im Vorfeld ausräumen.

Während der aktuellen Corona-Pandemie zeigt sich sehr deutlich, wie wissenschaftliche Erkenntnisse kommuniziert und sogar differenzierte Erkenntnisse auch der breiten Öffentlichkeit vermittelt werden können, wenn die Kommunikation nicht nur von geschulten Personen, sondern zudem mit ausreichend Geduld und Zeit stattfindet. Zum Beispiel ist der NDR-Podcast „Corona Update“ auch deshalb so erfolgreich, weil 1. die Wissenschaftsredakteurinnen Korinna Hennig und Anja Martini gut verständliche und die Menschen tatsächlich bewegende Fragen stellen, weil 2. der Experte Christian Drosten komplizierte wissenschaftliche Fachkenntnisse in der notwendigen Fachsprache erläutert, weil 3. die beiden Journalistinnen die Erkenntnisse mit ihren leichter verständlichen Worten zusammenfassen und so im Ergebnis das Publikum nachvollziehen kann, worum es bei den komplexen Sachverhalten geht und welche Schlüsse sich daraus ziehen oder eben nicht ziehen lassen *könnten*. Auf diese Weise hat die Mehrheit der Deutschen in wenigen Wochen einen Crashkurs in Epidemiologie und Virologie absolviert; der Unterschied zwischen R-Wert und k-Wert ist zum virtuellen Stammtischthema geworden. Bis dahin unvorstellbar! Zugleich erleben wir in Corona-Zeiten auf offener Bühne und im Zeitraffer, was wir in der Klimawissenschaft seit Jahrzehnten erleben: nämlich wie auf dem Weg durch die verschiedenen Kommunikationsebenen aus den wissenschaftlichen Forschungserkenntnissen medial verzerrte Aussagen werden, die von interessierter Seite gezielt instrumentalisiert werden, um die öffentliche Meinung und damit politische Entscheidungen zu beeinflussen. Missverständnisse und Übersetzungsfehler werden anscheinend bewusst „fabriziert“, zum Teil vermeintlich sogar von professionellen Kommunikationsagenturen als Kampagne geplant.

Dabei geriet leider die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft fast mehr als die Glaubwürdigkeit der Medien unter Bedrängnis. Dieser Umstand hat in der Vergangenheit oft dazu geführt, dass Wissenschaftler*innen sich aus der Öffentlichkeit zurückzogen und lieber stillschweigend ertragen, was an Falschinformationen durch die Medien geisterte, als den eigenen Ruf zu riskieren. Erfreulicherweise hat sich aber während der Corona-Pandemie, bei der die schnelle und aktive Mitwirkung der Bevölkerung notwendig und lebensrettend ist, bei den Wissenschaftler*innen das gesellschaftliche Verantwortungsgefühl gegenüber den persönlichen Reputationsrisiken durchgesetzt: Nach und nach haben sich immer mehr Expert*innen erklärend in den öffentlichen Diskurs eingemischt. Inzwischen sitzen sie ganz selbstverständlich neben den bislang üblichen Vertreter*innen aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft auf der Bühne oder in Talkshows. Ein begrüßenswerter Fortschritt, der hoffentlich auch in Post-Corona-Zeiten beibehalten wird und der auch der bislang wenig beachteten Berufsgruppe der Wissenschaftsjournalist*innen Anerkennung und Zulauf beschert.

Denn angesichts der wachsenden Klimakrise ist es dringend nötig, dass wissenschaftliche Erkenntnisse der letzten 40 Jahre größeres Gehör finden – und zwar nicht nur, was die negativen Auswirkungen der steigenden Erderwärmung über die schon jetzt spürbaren Folgen hinaus bedeutet, sondern auch in Bezug auf die präventiven Möglichkeiten. Hier gibt es deutlich Nachholbedarf. Ein Beispiel: Im Rahmen meiner Tätigkeit im Sachverständigenrat des Bundesumweltministeriums (SRU) haben wir 2019 eine DIW-Studie zu einer möglichen CO₂-Bepreisung erstellt. Dabei haben wir uns wissenschaftlich mit den umwelt- und verteilungspolitischen Aspekten einer CO₂-Bepreisung im Wärme- und Verkehrssektor beschäftigt und untersucht, ob eine CO₂-Steuer oder ein Emissionsrechtehandel ein geeignetes Instrument zur CO₂-Bepreisung ist und welche Haushalte wie stark von steigenden Ausgaben durch höhere Benzin- und Heizölpreise betroffen wären. Zudem haben wir die Möglichkeiten analysiert, durch höhere Preise für fossile Energien Investitionen in Alternativen anzustoßen, etwa in energetische Gebäudesanierung, Wärmepumpen oder Elektromobilität. Dabei haben wir als ein wesentliches Forschungsergebnis die Vorteile einer ökologischen Steuerreform verdeutlicht, eine temporäre CO₂-Steuer favorisiert und zum sozialen Ausgleich eine Pro-Kopf-Klimaprämie empfohlen.¹

Die Erkenntnisse dieser Studie wurden veröffentlicht und sind seither allgemein zugänglich. Wir haben sie intensiv in Fachgremien diskutiert und auf Entscheidungsebene erläutert; es gab eine Pressekonferenz, Interviews und zahlreiche Erläuterungen in der breiten Öffentlichkeit. Kurz: Es gab einen intensiven Diskurs über die Vor- und Nachteile einer CO₂-Steuer mit den Fachkolleg*innen, in politischen Anhörungen bis hin zur Talkshow am Sonntagabend.

Dabei wurden folgende drei sehr verschiedenen Sprachkulturen deutlich:

Wissenschaftler*innen differenzieren in ihren Argumentationen, formulieren „Für und Wider“, wägen zwischen „einerseits und andererseits“ ab und entwickeln *verschiedene mögliche* Konklusionen.

Politiker*innen dagegen sind als politisch handelnde Personen und als gewählte Entscheidungsträger*innen weniger an Erkenntnis als an Handlungsoptionen interessiert. Sie ersetzen das wissenschaftliche „und“ durch ein entscheidbares „oder“: Sie sind „entweder dafür oder dagegen“, sie argumentieren für „einerseits“ oder für „andererseits“ und treffen dann *eine konkrete* Entscheidung. Um sich langwierige Verhandlungen mit politischen Gegner*innen zu ersparen, sind sie vor allem darum bemüht, mögliche Gegenargumente und Alternativen gar nicht erst bekannt werden zu lassen. Sie betreiben schnelles „Cherry picking“ und stützen sich allein auf diejenigen wissenschaftlichen Aussagen, die ihrer politischen Argumentation zupass kommen, während sie gegenteilige Erkenntnisse lieber unerwähnt lassen.

Journalist*innen schließlich wollen und müssen ihre Nachrichten an ihre jeweiligen Medien bzw. Zielgruppen verkaufen. Sie werfen quasi einen „einkaufenden“ Blick auf die Erkenntnislage. Sie interessiert weniger die Vielfalt möglicher theoretischer Antworten, noch das politisch praktische Ergebnis, sondern der jeweilige Nachrichtenwert, also das, was später guten Absatz verspricht. Dieser Wert kann tatsächlich in der wissenschaftlichen Neuigkeit („x wurde entdeckt“) liegen, was aber bei moderner Wissenschaftsarbeit in dieser Eindeutigkeit selten der Fall ist. Deswegen liegt der Nachrichtenwert oft auf Details, die mit dem eigentlichen Wissenschaftsthema selbst wenig zu tun haben. Die „Sensation“ oder der „Skandal“ wird als mediales Narrativ aus der wissenschaftlichen Substanz erst mühsam herausgeschält. Das kann eine (theoretisch vielleicht mögliche) Folgeschwere sein, die zur realen „Bedrohung“ stilisiert wird, oder eine (fachliche) Meinungsverschiedenheit, die zum „Streit“, „Konflikt“ oder gar zum „Krieg“ dramatisiert wird. Und so weiter. Dabei werden gern – quasi als besondere journalistische Würze – emotionalisierende Erzählungen gewählt, beteiligte Forschende durch dem Publikum vertraute Klischees charakterisiert oder wesentliche Details einer Studie weggelassen, weil sie nichts ins Narrativ passen oder langweilen.

In der medialen Darstellung der wissenschaftlichen CO₂-Steuer-Diskussion ging es – für mich überraschend – fast immer um die möglichen negativen Folgen einer solchen Steuer für die Bevölkerung, aber nur ganz selten um den Kern unserer Studie, nämlich die bis ins Kleinste berechneten Beispiele der *Klimaprämie*, die die zu erwartenden Folgen einer CO₂-Steuer ausgeglichen hätte. Das zu erwartende Problem hatte offenbar einen höheren Nachrichtenwert als die mögliche Lösung.

Zeitgleich wurde in den Medien der Emissionshandel als mögliche Alternative zur CO₂-Steuer laut und stark diskutiert. Hier hatte der von einer wissenschaftlichen Minderheit vorgetragene Pseudo-„Konflikt“ offenbar mehr

¹ Bach, S./Isaak, N./Kempf, C./Kunert, U./Schill, W.-P./Wagner, N./Zaklan, A. (2019): CO₂-Bepreisung im Wärme- und Verkehrssektor: Diskussion von Wirkungen und alternativen Entlastungsoptionen; Endbericht des gleichnamigen Forschungsvorhabens im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMU). https://www.diw.de/de/diw_01.c.676036.de/publikationen/politikberatung_kompakt/2019_0140/co2-bepreisung_im_waerme-_und_verkehrssektor__diskussion_von__riums_fuer_umwelt_naturschutz_und_nukleare_sicherheit_bm_u.html

journalistische Strahlkraft als die tatsächliche Diskussion um eine angemessene und wirkungsvolle Umsetzung der allgemein favorisierten CO₂-Steuer. So kreiste die öffentliche Diskussion also um einen ganz anderen Kern als die wissenschaftlichen Kernfragen.

Natürlich gab es auch Medien, die ernsthaft und seriös unsere wissenschaftlichen Ergebnisse und den damit verbundenen Diskurs wiedergaben. Derlei Sachbezogenheit gibt es glücklicherweise bei allen Studien, aber doch ist es immer wieder überraschend, wie schwer es immer wieder ist, die drei Sprachkulturen – Wissenschaft, Politik, Medien – unter einen Hut zu bringen.

Hier sehe ich in der Wissenschaft noch großen Lernbedarf:

- Wie lassen sich umfangreiche Studien auf wenige Aussagen kürzen und verdichten, ohne sie zu verfälschen und Unsicherheiten zu leugnen?
- Wie lassen sich komplexe Sachverhalte vereinfachen, ohne sie zu verflachen und Ambiguitäten zu glätten?
- Wie lassen sich besondere und leicht verständliche Details herausheben, um Aufmerksamkeit auf das vielleicht weniger spektakuläre Relevante zu lenken?

Besonders herausfordernd im Rahmen der Wissenschaftskommunikation ist es, sich nicht von der Emotionalität der politischen und medialen Diskussion anstecken zu lassen. Dabei hat es sich bewährt, die Interessenlagen hinter (vermeintlich neutralen) Diskussionsbeiträgen offenzulegen und faktenbasiert zu widersprechen. Dabei gilt es, Ruhe zu bewahren und egal wie emotional vorgetragene Argumente in möglichst nüchterner Sprache zu übersetzen und erst dann darauf zu antworten. Die – im politischen und medialen Kontext üblichen – persönlichen Angriffe egal welcher Art und von wem sollte man ignorieren und stur beim Sach- oder Fachthema bleiben.

In letzter Zeit richtet sich das öffentliche Augenmerk auf eine bedenkliche Ausprägung der Wissenschaftskommunikation. Stichwort „Fake News“. Dabei werden – unter dem Anschein von Wissenschaftlichkeit – bewusst Fehlinformationen in Medien und Öffentlichkeit lanciert. Ziel ist es gerade nicht, wissenschaftlich faktenbasiert zu kommunizieren, sondern gewissermaßen als Wissenschaft getarnte Mythen zu verbreiten. Dabei werden wissenschaftliche Arbeiten bewusst falsch oder sinnentstellend zitiert, es werden „Studien“ oder „Analysen“ fabriziert, die kaum den Mindeststandards von transparenter Wissenschaft genügen oder wissenschaftliche Instrumentarien in manipulierender Weise zum Einsatz gebracht, dass dabei gewünschte „Erkenntnisse“ herauskommen.

In der Klimawissenschaft ist derlei schon seit vielen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten ein Problem. Nachdem zunächst vor allem investigative Journalist*innen entlarvende Recherchen über solche unredlichen Meinungs-Manipulationen veröffentlicht hatten, gibt es mittlerweile auch wissenschaftlich gut belegte Untersuchungen zu solchen Fake-News.² Seit Jahrzehnten wurde mit gezielten PR-Kampagnen alles daran gesetzt, den Klimawandel in Frage zu stellen, Klimaforscher*innen zu diskreditieren oder in der Öffentlichkeit zumindest den Eindruck zu erwecken, als gäbe es erhebliche Zweifel an den klimawissenschaftlichen Erkenntnissen.

Solche Falschinformationen werden möglichst breit gestreut und dafür sprachlich ausgefeilte Slogans oder „Fachbegriffe“ entwickelt, die sich wie ein griffiger Werbeslogan oder Markenname insbesondere über die sozialen Medien verbreiten ließen. Es kostet große Mühe knackige Schlagworte, die einen via Google direkt zu entsprechenden Beiträgen mit Falschinformationen führen, zum Beispiel „Dunkelflaute“, „Zappelstrom“ oder „Geisterstrom“ durch wissenschaftlich komplexe Fakten zu widerlegen oder gar aus der Welt zu räumen. Im Unterschied zur oft spröden Wissenschaftssprache lassen sich solche eingängigen Wortschöpfungen gut merken und bleiben länger im Gedächtnis haften als Wissenschaftsunterkünste wie „Markt- und Systemintegration fluktuierender erneuerbarer Energien“, „Erzeugungskapazitäten aus Netzreservekraftwerken“ oder auch nur „Residuallast“.

In der Wissenschaft wurden solche Falschinformationen früher oft nur milde belächelt. Man wusste es ja besser. Außerdem war es zeitraubend und der eigenen wissenschaftlichen Karriere nicht förderlich, sich in die Niederungen der allgemeinen Verständlichkeit zu begeben. Seitdem die manipulierende Absicht hinter solchen Kampagnen und Fake News nachgewiesen und bekannt ist, hat sich die Haltung der meisten Wissenschaftler*innen dazu deutlich geändert. Er herrscht weitestgehend Konsens darüber, dass „Factchecking“ eine notwendige und wichtige Aufgabe ist, um solchen Fake-Kampagnen entgegen zu treten.

Und so finden sich immer öfter entsprechend geschulte Personen, die Desinformationskampagnen auf wissenschaftlich hohem, aber doch allgemein verständlichen Niveau mühevoll und gründlich auseinanderplücken. Doch es ist wie beim Kampf mit dem siebenköpfigen Drachen: Kaum hat man das eine Problem aus der Welt geschafft, taucht das nächste auf.

Stärker und professioneller denn je wird von interessierter Seite versucht, die Öffentlichkeit zu verwirren und Zweifel zu schüren. Gezielte persönliche Angriffe, Diffamierungen und Reputationsschädigungen einzelner Wissenschaftler*innen sind inzwischen fast selbstverständlicher Teil der Kampagne, so dass angesichts der geballten *Hate Speech* sich manche bereits vorauseilend lieber nicht öffentlich äußern. Es sind bereits zivilgesellschaftliche Organisationen wie „Hate Aid“ entstanden, die von Online-Hass betroffenen Personen notwendigen emotionalen Rückhalt und vor allem juristische Rücken- deckung geben. Umso erfreulicher ist es, dass immer mehr Medien, Vereine und Verbände sich zum Ziel gesetzt haben, die Interessen solcher Kampagnen offenzulegen und so die breite Öffentlichkeit über die wahren Inhalte, Ursachen und Folgen zu informieren.

Auch die Gründung von Scientists-For-Future lässt sich vor diesem Hintergrund erklären, da es immer mehr Klimaforscher*innen leid sind, als einzelne Person mühsam gegen die teilweise hanebüchene Erzählungen sogenannter „Klimaskeptiker“ argumentieren zu müssen. Seit sich 24.000 Wissenschaftler*innen in dieser Weise zusammengetan haben, ist klar, auf welcher Basis der wis-

² Naomi Oreskes (2019): *Why Trust Science?* Princeton University Press

wissenschaftliche Konsens fußt und über welche Fakten niemand Seriöses mehr bereit ist zu diskutieren.

Die Lernkurve ist steil; trotzdem bleibt die Wissenschaftskommunikation für viele Wissenschaftler*innen eine grundsätzliche Herausforderung. Schwierige wissenschaftliche Fragestellungen zu kommunizieren heißt nämlich auch, dass man zunächst einmal beim Gegenüber eine Bereitschaft schaffen muss, sich auf ein derart kompliziertes Niveau einzulassen. Es geht also nicht allein um das „Was?“ oder „Wie?“ der Forschung, sondern zuerst mal um das „Wozu?“. Welchen Nutzen hat die wissenschaftliche Arbeit für die Gesellschaft, für die Menschen und für das jeweilige Gegenüber?

Ein solcher Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit lässt sich von zwei Seiten denken: Entweder beginnt man mit der (zweckfreien?) Forschungsarbeit. Dann bedarf es spätestens in der Wissenschaftskommunikation eines beispielhaften Anwendungsfalls, der für die Öffentlichkeit von Relevanz ist. Oder aber man beginnt im Alltag der Menschen mit den gerade akuten öffentlichen Diskussionen und kommuniziert dann aktuell die jeweiligen wissenschaftlichen Aspekte des Themas.

Beide Richtungen der Wissenschaftskommunikation sind wertvoll. Indem wir einerseits die Wissenschaft anwendungsbezogen und andererseits die öffentliche Debatten wissenschaftlich kontextualisieren, ermöglichen wir andere Sichtweisen und tragen zu einer Versachlichung der aktuellen medialen, aber auch politischen Debatten bzw. einer „Ent-Elfenbeinturmisierung“ und größeren gesellschaftlichen Akzeptanz der Wissenschaft bei. So lernen alle Beteiligten in Diskussionen über konkrete Anknüpfungspunkte auf das wissenschaftliche große Ganze zu blicken und umgekehrt. Wissenschaftskommunikation würde zur Lingua Franca unterschiedlichster Bildungs- und Sozialwelten.

Die Erfahrung zeigt: Durch interessante Fragestellungen und besondere Details lässt sich auch bei Laien die Neugierde auf das Wissen hinter dem Alltagswissen wecken. In der aktuellen Corona-Pandemie ist unübersehbar, wie viele interessante wissenschaftliche Erkenntnisse Virologen kommunizieren können und wie groß Wissensdurst und Lernfreude in der breiten Öffentlichkeit sind. Kaum ein anderer Podcast hat so viele Zuhörer*innen wie das erwähnte „Corona Update“; aber es gibt auch jenseits von Covid19 viele andere Wissenschafts-Podcasts, sei es „Eine Stunde History“, „RadioWissen“, „Quarks – Wissenschaft und mehr“, „IQ – Wissenschaft und Forschung“, „ZeitZeichen“ etc. pp., die sich alle auf den vorderen Plätzen der populären Podcast-Charts tummeln. Heißt: Die Welt will wissen, was die Wissenschaft beschäftigt. Forschung und Lehre werden nicht zufällig als Wortpaar gedacht.

Trotzdem muss man natürlich konstatieren, dass man trotz aller Anstrengung von der breiten Öffentlichkeit kein tiefes wissenschaftliches Verständnis erwarten kann. Was in der Wissenschaft banal sein mag, ist für Laien oft nur schwer zu fassen. Es erfordert deswegen eine gewisse Geduld, bestimmte wissenschaftliche Erkenntnisse x-fach wiederholen zu müssen, weil selbst das Altbekannte für jeden neuen Zuhörer und für jede neue Zuschauerin eben völlig neu ist. Andererseits ist es beglückend, wenn das Publikum den Aha-Effekt erlebt und sich das Wunder wissenschaftlicher Erkenntnis in ihren Gesichtern zeigt.

Ich persönlich bin dankbar für alle Arten von Nachfragen, auch wenn sie fehlerhaft, undifferenziert oder gänzlich unwissenschaftlich vorgetragen werden. Wissenschaftssprache ist nie Muttersprache, sondern immer Zweit- oder Fremdsprache, die nur wenige beherrschen. Diskurs und Kritik gehören in der Wissenschaft zum Alltag, die – egal wie rüde vorgetragen – niemand persönlich meint und niemand persönlich nehmen sollte. Höflichkeit ist keine Wissenschaftstugend. Wahrhaftigkeit schon.

Nach all den Jahren kann ich bilanzierend festhalten: Die Kommunikation innerhalb der Wissenschaft, egal ob in unserem stetig wachsenden DIW-Team, an der TU Berlin, im Sachverständigenrat und im Rahmen zahlreicher nationaler und internationaler Forschungsprojekte, ist immer bereichernd und fruchtbar. Die Kommunikation mit und in der breiten Öffentlichkeit, vor allem die konkrete Begegnung mit Menschen in ihrem Lebens- und Arbeitsumfeld, macht unglaublich viel Spaß. Meine ehrliche Freude und Bereitschaft, einem breiten Publikum wissenschaftliche Fachkenntnisse möglichst anschaulich zu vermitteln, wird durch großen Wissensdurst und lustvolle Neugierde in der Breite der Bevölkerung belohnt. Meine Vorträge sind nicht nur gut besucht, sondern auch Gelegenheiten, bei denen eifrig Fragen gestellt, interessante Ansichten mitgeteilt und munter Diskussionen angestoßen werden. Solche Momente geglückter Wissenschaftskommunikation beweisen: Wissenschaft ist quicklebendig und aller Anstrengungen wert.

■ **Claudia Kemfert**, Prof. Dr., Leiterin der Abteilung Energie, Verkehr, Umwelt am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) und Professorin für Energiewirtschaft und Energiepolitik an der Leuphana Universität, E-Mail: sekretariat-evu@diw.de